

**Vortrag auf der letzten Sitzung der Verbandsversammlung
des Stadtverbandes
am, Samstag 29.September 2007, 9:15 Uhr – 10:00 Uhr
anschließend Aussprache**

Sehr geehrte, liebe Schwestern und Brüder,

herzlich bedanke ich mich für die Einladung, heute dabei zu sein, um die Arbeit des Stadtverbandes wahrzunehmen und zugleich auf die nächste Wegstrecke zu schauen.

Ein umfassendes Grundsatzreferat über Kirche in der Großstadt zu halten, maße ich mir nicht an. Heute geht es darum, bei diesem besonderen Anlass einige skizzenhafte Überlegungen vorzutragen.

Ich selbst möchte:

1. die Entstehung des Stadtverbandes noch einmal kurz nachzeichnen, auch um darin eine Würdigung dieser Zeit in diesen Strukturen kirchlicher Arbeit in Stuttgart anzusprechen.
2. einige Sätze sagen zur historischen Situation Stadt - christlicher Glaube, um von daher kommend
3. einen Teil der aktuellen Fragestellungen anzusprechen und zu skizzieren.

Dass dies alles nur Fragmente, Skizzen, vielleicht auch nur einzelne Impulse sind, brauche ich nicht zu unterstreichen.

Das Gespräch miteinander soll uns dann weiterführende Perspektiven zeigen.

Wer auf einer „letzten Sitzung“ reden muss, der ahnt, dass keine ausschließlich fröhliche Stimmung im Raum herrschen mag. Und daher bin ich froh, dass dieser Vortrag

heute keinen Abgesang begleiten soll, sondern einen Übergang dokumentiert. Sie verabschieden etwas Wertvolles um etwas hoffentlich noch Kostbareres zu gewinnen.

Früher bestand Stuttgart aus zwei Landkreisen, dem Stadtoberamt (Innenstadt) und dem Amtsoberamt (Umland von Cannstatt bis zu den Fildern). Die kirchliche Aufteilung versucht, diese städtische Aufteilung abzubilden.

Die Kirchenbezirke in Stuttgart sind oft verändert worden und dabei der städtischen Struktur gefolgt.

Schon in den Siebziger Jahren begannen sich in zahlreichen Bezirken der Landeskirche benachbarte Kirchengemeinden zu so genannten Distrikten zusammenzuschließen. Man begann, mit der katholischen Seite Fühlung zu nehmen, um solche Distrikte gegenseitig anzugleichen und man beschloss, mit der badischen Landeskirche Kontakte aufzunehmen.

In Stuttgart machte man sich schon 1976 Gedanken über einen so genannten „Kirchenkreis“, der eine Kreissynode, und einen Kirchenkreisausschuss bekommen sollte. Man erwog, die Kirchenbezirke als eigene Körperschaften nicht fortbestehen zu lassen und den Kirchenkreis nur in Dekanate in Form von Visitations- und Dienstaufsichtsbezirken ohne eigene Synode und ohne eigenen Haushaltsplan einzuteilen. Man erwog sogar, die Prälatur Stuttgart auf das Stadtgebiet zu beschränken und eine weitere Prälatur einzurichten, wobei Esslingen oder Ludwigsburg und sogar Göppingen oder Geislingen im Gespräch waren.

Im Februar 1976 vereinbarten die Stuttgarter Dekane, dass sie unter der Leitung des Prälaten einmal monatlich für einen halben Tag im „Konvent Stuttgarter Dekane“ zusammen kommen wollten, um mit einer Stimme sprechen zu können. Schon damals wurde angedacht, die Zusammenarbeit der eines Landkreises anzugleichen. Oberbürgermeister Rommel reagierte sofort sehr interessiert und bat um ein gemeinsames Gespräch mit allen Stuttgarter Kirchen, das damals auch stattgefunden hat.

1983 wurde der Stadtverband als Verbund der Kirchenbezirke von Stuttgart gegründet. Ein Jahr später wurden ihm die Körperschaftsrechte verliehen, und Dekan Kreyszig erbat die Umwidmung des bis dahin gebräuchlichen Titels „Stadtdekan“, der wohl darauf beruht hatte, dass man den Titel des Stadtdekans für den Bereich des Stadtoberamts

vom Titel der Dekane für den Bereich des Amtsoberamts Stuttgart unterscheiden wollte. Sie wurde vom Oberkirchenrat genehmigt.

Künftig war es nicht mehr der Titel für den Inhaber der Dekansstelle Stuttgart-Mitte, sondern der Titel für den Sprecher des inzwischen gegründeten Stadtverbandes. Er sollte damals alle drei Jahre aus dem Kreis der vier Dekane gewählt werden. Aus einer Amtbezeichnung war also eine Funktionsbezeichnung für den Bereich von ganz Stuttgart geworden, die mit der Bezeichnung „Stadtverband“ korrespondierte. Auch das Kirchenkreisgesetz knüpft bei der Funktion des Stadtdekans an diese Vertretungsfunktion gegenüber der Stadt und der Öffentlichkeit an.

Der Stadtverband sollte bezirksübergreifende Aufgaben wahrnehmen und ist seit 24 Jahren ein nicht mehr wegzudenkendes Verbindungsstück z. B. zwischen kirchlich-diakonischer Arbeit in der Großstadt auf der einen Seite und der Landeshauptstadt Stuttgart als Trägerin der Jugend- und Sozialhilfe auf der andere Seite. Bei der Fachberatung für Kindertageseinrichtungen, Waldheimarbeit und im Bildungswerk versuchte er, die einzelnen Aktivitäten zu koordinieren und zu bündeln.

Denn Kirche und Stadtverwaltung haben in der Großstadt gemeinsame Aufgaben. Diesen gemeinsamen Aufgaben ist der Stadtverband in seiner Arbeit nachgegangen.

Sehr schnell interessierten sich erstaunlich viele diakonische Einrichtungen für eine Mitarbeit im evangelischen Stadtverband.

In folgenden Jahren begann man damit, die unterschiedlichen Angebote in den Diakoniestationen, in der Betreuung von Kindern, Angebote in der psychologischen Beratungsarbeit, Jugendarbeit, Waldheimarbeit usw. auszubauen. Dazu gehört z. B. die Umsetzung des Kindergartengesetzes unter Frau Minister Annemarie Griesinger. Das Ergebnis ist eine qualifizierte Zusammenarbeit von Kirchen und Kommunen geworden.

Im Rahmen des „Subsidiaritätsprinzips“ hat die Landeshauptstadt Stuttgart unter ihren Oberbürgermeistern Dr. Klett, Rommel und Dr. Schuster die kirchliche Diakonie in ihre Pläne eingebunden und unterstützt. Daraus ist ein erfolgreiches Netzwerk mit sehr differenzierten Angeboten zum Nutzen der Bürger in Stuttgart entstanden.

Und dabei ist auch klar geworden, dass Ev. Kirche in Stuttgart ihre Anteilnahme und Mitgestaltungswillen im Sozialraum, in der Zivilgesellschaft einbringen möchte.

Diese enge Verzahnung gilt auch über die kirchliche Diakonie hinaus für die Einrichtungen großer diakonischer Träger, die hier in Stuttgart tätig sind.

Für die gemeinsame Aufgabe waren die kirchlichen Partner gut organisiert.

Als die Stadt Stuttgart auf die Kirchenbezirke und die Gesamtkirchengemeinde Stuttgart traf, bestand eine große Notwendigkeit zu einer kirchlichen Koordination und raschen Meinungs- und Entscheidungsfindung. Das ist bis heute

Die Präambel der Satzung dokumentiert diesen kirchlichen Versuch, sich zu koordinieren. Das bewährte sich schnell. Allerdings zeigte sich bald die Notwendigkeit, zusätzlich rasch verbindliche Entscheidungen für alle kirchlichen Beteiligten treffen zu können.

Daher wuchs die Einsicht, bisherige an einzelnen Trägern hängende Kompetenzen zur abschließenden Behandlung auf den Stadtverband zu übertragen.

Dabei haben die kirchlichen Beteiligten einen großen Schritt in die Zukunft getan.

Durch Abgabe von Kompetenzen wurde die organisatorische Voraussetzung zur Stärkung der kirchlich diakonischen Angebote geschaffen.

Damit ist der Stadtverband ein kompetenter und geschätzter Partner in vielen Aufgabefeldern geworden.

So zum Beispiel:

- ambulante pflegerische Dienste
- Arbeit in den Tageseinrichtungen für Kinder
- Waldheimarbeit
- Jugendarbeit
- diakonische Aufgaben
- Bildungsarbeit
- Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
- psychologische Beratung
- Betriebs- und Industriesozialarbeit

- Arbeit mit Asylbewerbern, Flüchtlingen und Immigranten

Mit dem Stadtverband Stuttgart ist eine „weitere Ebene“ neben den Kirchenbezirken und den Kirchengemeinden geschaffen worden. Diese weitere Ebene hatte für nicht wenige ehrenamtlich Tätige aus den Kirchengemeinden in Stuttgart zusätzliche Gremienarbeit zur Folge. Aber man kann rundum sagen, dass sich Ihr Engagement gelohnt hat.

Mein Eindruck ist: Der Stadtverband Stuttgart ist heute unter den Mitgliedern ebenso unstrittig wie etabliert. Die Stuttgarter Gemeinden wissen, was sie an ihm haben.

Daher geht mein Dank an alle, die sich haupt- aber auch ehrenamtlich in vielfältiger Weise engagiert haben. Sie haben viel Zeit und Kraft investiert und manche langwierige – hoffentlich nicht langweilige – Sitzung erduldet, aber Sie haben mitgeschrieben an einer Erfolgsgeschichte, die auch von außen sehr positiv wahrgenommen worden ist.

Der letzten Verbandsversammlung werden einige von Ihnen mit Wehmut, vielleicht auch Skepsis entgegen gegangen sein. Denn die bisherige Form gibt es ab dem 1. Januar 2008 nicht mehr. Der Kirchenkreis wird im Wesentlichen an seine Stelle treten.

Dennoch: Dieser Schritt verdient nicht nur Respekt, sondern Hochachtung, weil die verschiedenen Ebenen der kirchlichen Strukturen (bisher: Kirchengemeinde – Kirchenbezirk – Stadtverband) deutlich gestrafft werden.

Darin zeigt sich eine bewundernswerte Haltung, überkommene Strukturen in Frage zu stellen und sich eine neue zeitgemäße Struktur zu geben, weil der aktuelle Bedarf und der kirchliche Auftrag das notwendig gemacht haben.

Wenn ich es recht sehe, sind die Stuttgarter Kirchenbezirke die ersten in der Landeskirche, die ihren am alten Oberamt orientierten Kirchenbezirk zugunsten einer neuen, größeren Einheit aufgeben. Damit sind sie Vorreiter einer Entwicklung, die so oder in vergleichbarer Form auch an anderen Orten in der Landeskirche noch einer Antwort be-

darf.

Der Stadtverband hat eine langjährige, ehrenvolle Arbeit geleistet.

Gestatten Sie mir einen Nachsatz:

Meine persönliche Einschätzung ist, dass wir nach der Gebietsreform 1975 und der Verwaltungsreform von 2005 die Stärkung und Qualifizierung der kommunalen Verwaltungen anerkennen müssen und uns die Frage gefallen lassen müssen, wie wir uns in dieser neuen Lage sachgerecht, letztendlich auch unserem Auftrag gemäß verhalten müssen. In der Breite der Landeskirche fehlt uns die[dringend fällige] Antwort noch; in Stuttgart haben Sie diese gefunden.

Es wird eine Aufgabe der 14. Landessynode sein, sich diesen Fragen mit neuer Kraft und Energie zu widmen.

Vielleicht sind Sie deshalb so vorbildhaft innovativ gewesen, weil Kirche in der Großstadt so ganz andere Herausforderungen hat als sonst im Land.

Wir haben uns angewöhnt, die Stadt mit eher kritischen Augen zu sehen. Wer die Zukunftsprognosen für die MEGA-City dieser Welt liest, macht sich so seine Gedanken, wie immer komplexer werdende Gebilde kaum noch zu steuern sind, wie sich wie unter einem Brennglas gesellschaftliche Probleme und Entwicklungen auf dichtestem Raum zeigen, wie sich christliche Kirchen in großen Städten als eine unter anderen wieder finden, aber zugleich an sozialen Brennpunkten, kulturellen Knotenpunkten, an den Rändern gesellschaftlicher Sprachlosigkeit gesucht und gefunden werden.

Aber kehren wir für einen Augenblick in die geschichtliche Erinnerung ein. Wenn man Texte des württembergischen Theologen Johann Valentin Andreae liest, dann ist die christliche Stadt eine Utopie, die als Hoffnungssymbol das Himmlische Jerusalem, die „hochgebaute Stadt“ auf Erden abbildet. Einst wird sie mit goldenen Gassen leuchten. Hier auf Erden haben wir zwar „keine bleibende Stadt“, wie es im Hebräerbrief heißt (Hebr. 13,14). Aber die Stadt als Lebensort wird von Andreae sehr positiv gesehen. Und auch Giovanni Botero, ein italienischer Philosoph im 16. Jahrhundert, charakterisiert die Stadt als „eine Ansammlung von Menschen, die zusammenkamen, weil sie hofften, auf diese Weise besser und glücklicher leben zu können“.

Von seinem Ursprung her ist das Christentum der Stadt sehr gewogen. Es hat sich über die Städte des antiken Mittelmeerraums ausgebreitet, es war in ihnen zu Hause. Der Apostel Paulus war ein Kind der Hafenstadt Tarsus und Bürger des Stadtstaates Rom. Seine Briefe verbanden die Städte der antiken Welt. Selbst die Geburt Jesu, so wie Lukas sie erzählt, wird mit der Steuerzahlung von Rom verbunden.

Weder Humanismus noch Reformation mit ihrem aufstrebenden Bürgertum wären denkbar ohne die Städte, die im 11. Jahrhundert entstanden sind. Welche Revolution sich damals vollzogen hat, können wir uns noch kaum noch vorstellen. Der alte Ausspruch „Stadtluft macht frei“ lässt noch mitschwingen, was die Abwanderung vom „hörigen Land“ damals für die Menschen bedeutet hat.

Freilich, wenn man die heutigen Diskussionen über Feinstaubproblematik wahrnimmt, ist man sich des historischen Standortes jenes Wortes umso bewusster.

Eine der christlichen Utopien ist die Stadtgesellschaft von Christianopolis, der Schrift von Andreae. Gedacht ist nicht an einen gewachsenen, in die Landschaft eingeschmiegt Ort, sondern an ein rationales, durchstrukturiertes Gebilde, geplant und gewollt, Ausdruck kulturellen Willens, Symbol der dort herrschenden gesellschaftlichen Ordnung.

Es gibt einen mächtigen Überlieferungsstrang, in dem die Stadt und die christliche Religion sich gegenseitig herausfordern und vorantreiben.

In seinen soziologischen Studien hat Max Weber dargelegt, dass sich die moderne, Industriekultur der westlichen Welt, die kapitalistisch geprägt ist, herleitet von einem religiös geprägten Rationalismus. Er nennt ganz besonders den Calvinismus.

Das Christentum bildet hier das Fundament der Stadt als eine Religion, die offen ist für die Vernunft. Es stiftet die Zusammengehörigkeit (Ligaturen), aber es hemmt nicht den Entfaltungstrieb des Menschen. Innerhalb einer festen Ordnung entfalten sich für den Einzelnen die Möglichkeiten großer Freiheit. Die Arbeitsteilung **und** drei Gebetszeiten werden bejaht.

Als der mittelalterliche Stadtplan von anderen Stadttypen abgelöst wurde – ich nenne die barocke Residenzstadt oder die klassizistischen Residenzen des frühen 19. Jahrhunderts, hörte die Stadt auf, sich als christliche Stadt zu verstehen. Nun begann man, von der „gottlosen Stadt“ zu sprechen. Dort wohnen Menschen, die weder Gott noch Herren fürchten.

Es ist interessant, dass Kulturkritik und Kirche sich des gleichen Bildes bedienen: Die Stadt spiegelt jenes Babel wieder, in dem Menschen einen Turm zu bauen versuchten und dabei Maß und Ziel verloren. Die Selbstüberhebung des Menschen führt zu einem totalen Verlust der religiösen Bindungen.

Die religiöse Großstadtkritik hat die Tendenz, die neuzeitlichen Entwicklungen in der Gesellschaft gleich mit abzulehnen. Diese kulturkritische Strömung gab es immer schon. Theologische Stadtkritik ist ein Teil von ihr.

Die kulturell-theologische Großstadtkritik brachte manche Umbewertungen, manche Distanzen, manche Leitbilder, die nicht aus dem städtischen Milieu stammten. Deswegen kam es auch zu strukturell-organisatorischen Neuansätzen, die nicht auf die Stadt ausgelegt waren.

Florian Scherz hat in seinem Aufsatz „Stadtkulturen und kirchliche Raumstruktur“ (Pastoraltheologie, 93. Jg., 2004/12, S. 469) dazu folgendes gesagt:

„Auf die Herausforderungen des Flächenhaften Stadtwachstums reagierte man mit der Gründung neuer Parochien. In Abgrenzung zur urbanen Gesellschaft versuchte man dabei Werte wie Gemeinschaftssinn, Frömmigkeit und sittliches Verhalten als Idealvorstellung einer ländlichen Idylle zu bewahren. Dem entsprach es, dass außer der Aneinanderreihung von Ortsgemeinden, wie sie auch für die ländlichen Regionen üblich waren, keine spezifisch städtische Formen kirchlicher Gemeindebildung entstanden, die der Ausprägung des Stadtraumes bzw. des urbanen Lebensstils als Gesamtphänomen entsprochen hätte.“

Letztendlich ist die Neustrukturierung in Stuttgart ein Versuch, diesem Phänomen zu begegnen.

Zugleich ist der Rückgang der christlichen Kirchen als das Gesamte zusammenführende Sinn-Instanz in der Großstadt nicht wegzudiskutieren.

Das Statistische Amt Stuttgarts hat festgestellt, dass 2006 nur noch 57% der gemeldeten Einwohner einer der beiden großen christlichen Kirchen angehörten, davon entfielen 31% auf die evangelische Kirche. Vor 30 Jahren, also 1975, waren dies insgesamt noch 81%, davon entfielen 49% auf die evangelische Kirche.

Die Vision des EKD-Impulspapiers „Kirche der Freiheit“, die für die Lage von Württemberg eigentlich nicht richtig zu passen scheint, gewinnt angesichts einer solchen Statistik für die Großstadt Stuttgart durchaus zukunftsweisenden Charakter.

Es bleibt noch die Frage, ob die Stuttgarter Verhältnisse zukunftsweisend sind für die Gesamtverhältnisse der Kirchen im Land. Darüber kann man unterschiedlicher Meinung sein. Aber die Probleme einer Kirche in der Großstadt sind in Stuttgart ähnlich wie in anderen Großstädten Deutschlands, und wie in einem Brennglas können hier Probleme sichtbar werden, die auch die gesamte Kirche betreffen.

Dass Gemeinden und Parochien zusammengelegt werden müssen und bei den Immobilien ein Rückbau notwendig wird, ist z.B. nicht nur ein Stuttgarter Problem.

Die demographische Entwicklung in den Städten ist auch hier in Stuttgart auf den ersten Blick erschreckend. Sie zeigt einen tief greifenden Strukturwandel. Daraus entstehen Herausforderungen für Politik, Gesellschaft und Kirche. Aber sie bergen auch Chancen:

- die Verkündigung des Evangeliums
- gesellschaftliche Präsenz von Kirche
- Beheimatung von Menschen in den Gemeinden
- exemplarische, diakonische und bildungspolitische Aufgaben

dies alles ist herausgehoben aus dem Rahmen relevanter Traditionsbilder und muss neu durchbuchstabiert werden.

Dabei ist die Situation oft nicht eindeutig. Säkularisierungseffekte und die Zunahme religiöser Pluralität bilden ein eigenes Gemisch.

Das Verschwimmen von Grenzen fordert von den Kirchen einerseits, dass sie den eigenen Standort durch die Bestimmung der inhaltlichen Mitte klarer hervorheben. Gleichzeitig ist aber auch eine stärkere Orientierung an den Erwartungen der Mitglieder nötig, weil bei den vorhandenen zahlreichen Alternativen die Möglichkeit ansteigt, dass sie ihre Religiosität auch jenseits kirchlicher Rahmensetzungen praktizieren. (Florian Scherz)

Ein weiteres Problem liegt darin, dass die herkömmlichen Arbeitsformen in Gruppen und Kreisen an einem familienorientierten Gesellschaftsbild ausgerichtet sind. Dies ist aber in der städtischen Gesellschaft oft nicht mehr das Leitparadigma.

Die absolute Zahl und der prozentuale Anteil der älteren Menschen an der Gesamtbevölkerung werden auch in den nächsten Jahren weiter ansteigen. Dem steht eine sinkende Anzahl jüngerer Menschen gegenüber. Das Statistische Amt prognostiziert, dass sich der demografische Alterungsprozess in den nächsten zehn Jahren neben dem Rückgang der Geburten besonders bei den Menschen zwischen 75 und 85 Jahren zeigen wird.

Man rechnet hier in Stuttgart in dieser Altersgruppe in den nächsten zehn Jahren mit einem Zuwachs von 10 800 Personen (= 33,3 Prozent). Dieser Trend wird sich wahrscheinlich noch verstärken. Dass dies für die Arbeit der Kirche in der Großstadt Auswirkungen haben muss, bleibt unbestritten. Und darauf möchte ich doch gerne genauer eingehen, weil es beispielhaft ist für viele andere Punkte, an denen Kirche in der Großstadt die Rolle des Spielmakers für die gesamte Landeskirche und vermutlich auch für die Gesellschaft insgesamt einnehmen wird.

Das Alter verändert sich sozialstrukturell.

Es wird zu einer langen Lebensphase, die nicht nur wenige, gebrechliche Jahre heißt, sondern mehrere Jahrzehnte, eine Zeit, die länger ist, als Kindheit und Jugend zusammen. Denn: wer heute das 60. Lebensjahr erreicht, hat statistisch gesehen noch gut 20 Jahre vor sich - als Mann sind es 19, als Frau sind es 23 Jahre. Und diese Zeit differenziert sich weiter aus:

Die Altersforschung spricht von der 3. und 4. Lebensphase.

Und die 3. Phase die Zeit der jungen Alten ist noch voller Möglichkeiten, Freiheiten und Selbstverantwortung. Erst danach spricht man von alten Alten und schließlich von sehr alten Alten.

Im saloppen Amerikanischen heißt das: GO-GOs, SLOW-GOs und NO-GOs.

„Mit den „jungen Alten“ ist eine kulturgeschichtlich neue Generation entstanden: der Freizeitforscher Horst Opaschowski spricht von einer neuen Lebensphase, die es bisher noch nicht gab. Es ist die Phase zwischen Berufstätigkeit und Hochaltrigkeit, in der die Menschen in der Regel gesund, aktiv, leistungsfähig und mobil sind. Der Gerontologe Rosenmayer spricht von den „geschenkten Jahren“ oder der „späten Freiheit“. Er drückt damit aus, dass in diesen Jahren der erwachsene reife Mensch oft zum ersten Mal in seinem Leben selbstbestimmt über den Einsatz seiner Kräfte und Zeit verfügen kann. Er hat jetzt Zeit und Gelegenheit zu verwirklichen, was er früher nicht tun konnte, als er noch eingespannt war in die Pflichten der Berufs und / oder der Familie.¹

Das Auseinanderklaffen von arm und reich in unserer Gesellschaft gilt auch für die älteren Menschen, ich vermute, es gilt sogar stärker als für die Gesamtbevölkerung. Neben den armen Alten – und das sind vor allem Frauen (Witwen und früher Geringverdienende) - gibt es viele sehr wohlhabende Alte, die über mehr verfügen als viele Jüngere. Knapp $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung ist heute über 60 Jahre alt. Aber diese Menschen verfügen über die Hälfte des Kapitalvermögens.

Das alles betrifft auch uns. Eine Volkskirche in einer älter werdenden Gesellschaft ist eine älter werdende Kirche.

Aber was heißt das? Ist es wirklich ein Grund zur tiefen Besorgnis?

¹ Ina Mauritz, Nicht mehr jung und noch nicht alt!, in: forum EB 2 /2992, S. 38

Ich sehe hier nicht nur einen Grund zur Klage. Ältere Menschen sind vor allen ein Problem für die an überholte Voraussetzungen gebundenen Sozialsysteme. Der „Tannenbaum“ ist keine „Normalverteilung“ der Bevölkerung, sondern hat sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund der damaligen wirtschaftlichen und medizinischen Entwicklungen so herausgebildet.

Deshalb ist der Umbau der Sozialsysteme heute zwingend. Solidarität muss stärker synchron – d.h. über Steuern – organisiert werden.

Aber das ist „nur“ ein Problem, das die Politik in den kommenden Jahren angehen muss. Für Kirche und Gesellschaft können alte Menschen zu einem Kapital werden, das in seiner Bedeutung hoch geschätzt werden darf.

Die Kirche muss lernen, dieses Älterwerden ihrer Mitglieder als Würde und Chance zu begreifen.

Wenn in einem Gottesdienst fast nur Alte da waren, ist das kein Grund zur Klage. Ohne die Alten haben wir schon immer alt ausgesehen.

Ich finde es nicht beunruhigend, dass die Mehrheit der Gottesdienstbesucher alte Menschen sind. Sie waren es schon vor 100 und vor 500 Jahren. (wir wissen es aus Quellen²). Daraus ist nicht abzuleiten, dass die Kirche ausstirbt. Denn Alte wachsen nach, das war schon immer so. Und sie interessieren sich für kirchliche Themen, für Themen, die den Sinn des Lebens betreffen.

Denn in der 3. und 4. Lebensphase orientieren Menschen sich neu, alte Zwänge und Muster fallen weg, das Leben kann oft frei gestaltet werden. Menschen suchen neue Felder, zur Betätigung und Beheimatung. Und manche, gar nicht wenige, entdecken dabei die Kirche – die Kirchengemeinde.

Darüber hinaus wissen wir aus der Geschichte des Christentums von den Anfängen bis heute, aber auch aus anderen Religionen, dass es die Erfahrung der spirituellen Lebensphase im Alter gibt. Der alte Mensch wendet sich den religiösen Fragen zu und wird (wieder) offen für diese Themen, offen für das Evangelium. Das ist ein Reichtum jeder Kirche.

² Martin Luther mault darüber in einer seiner Predigten

Die ältere Generation wird in einer älter werdenden Gesellschaft und in einer älter werdenden Kirche mehr Verantwortung übernehmen und mehr Macht ausüben müssen, können oder dürfen. Die ältere Generation wird noch verstärkt zur aktiven Gestalterin der Kirche und der Gesellschaft werden. Die neuen Themen der Alterskompetenz und Altersproduktivität schließen an etwas an, das wir schon aus der Bibel kennen. Alte Menschen haben Zeit und Erfahrung, Freiheit und Mündigkeit, die Welt und Umwelt und die Kultur entscheidend mit zu gestalten und zu prägen.

Die Lebenserfahrung und die frei verfügbare Zeit, die ältere Menschen mitbringen, können z.B. zur Chance werden für unsere Bildungsangebote.

Ich denke zunächst an spezielle Bildungsangebote für die Erwachsenenbildung und die Seniorenarbeit, an die Themen des Alters: Lebensernte, Glaubensfragen, Zeit, Gelingen und Misslingen, Nachlassen der Kräfte, Ethik der Würde bis zuletzt; Partnerschaft in der 3. und 4. Lebensphase; Leben ohne Erwerbsarbeit, Sterben und Tod (im Umfeld), Ars moriendi, usw.

Es gibt unbestritten spezielle Bildungsbedürfnisse, die sich aus der Lebenssituation der nachberuflichen, nachfamiliären Phase ergeben. Deshalb plädiere ich für eine spezifische Altenbildung, wie sie jetzt schon in Stuttgart an vielen Stellen angedacht und umgesetzt wird.

Und die demographische Veränderung wird auch Auswirkungen auf die Finanzen haben. Ich weiß, das ist ein schnödes Thema, aber dennoch möchte ich einen Satz dazu sagen:

Was die Frage der zu befürchtenden rückläufigen Kirchensteuereinnahmen angeht, dürfen die finanziellen Ressourcen in dieser Schicht unserer Bevölkerung in den kirchlichen Überlegungen zum Thema Fundraising nicht übersehen werden. Ältere Menschen sind bereit, Geld zu investieren für Unterfangen, die aus ihrer Hinsicht Sinn machen.

Auch andere typisch städtische Entwicklungen fordern die Kirche in der Großstadt heraus, und auch hier ist sie vielleicht nur Vorreiterin in einer Entwicklung, die mit der Zeit alle Bereiche des kirchlichen Lebens umfassen wird, zumal die moderne Medienwelt viele Informations-, Lebens- und Bildungsmöglichkeiten die bisher der Stadt vorbehalten waren, in jede Stuben tragen kann.

Egal wo man lebt, man wird immer öffentliches Leben mit persönlicher Existenz verbinden müssen.

Die städtische Gesellschaft aber differenziert sich aus bis hin zum Pluralismus. Damit verliert die Kirche ihre Bedeutung als eine Kraft, die die gesamte Gesellschaft integriert und mit Sinn erfüllt.

Das städtische Leben bringt Probleme mit sich, denen die Kirche sich stellen muss: Die zunehmende Individualisierung bringt zwar Freiheiten in der Gestaltung des Lebens und Denkens mit sich, die für den Einzelnen einen weiten Raum öffnen, aber sie kann auch bittere Konsequenzen für die herkömmlichen familiären und nachbarschaftlichen Beziehungen haben.

Viele Beziehungen brechen ab, Menschen vereinsamen. Es fehlt oft eine soziale Vernetzung, die Lebenskrisen und materielle Nöte abfedern kann.

Wo Menschen immer dichter auf einander wohnen, steigt das Lebens- und Arbeitstempo. Die Folgen können Stress sein und ein Überangebot für die Lebens- und Freizeitgestaltung.

Menschen fühlen sich irritiert durch multikulturelle, internationale und multireligiös geprägte Wohnsituationen; sie leiden unter sozialen Brennpunkten, Aggression, Gewalt und Drogenmissbrauch.

Arbeitslosigkeit und die damit oft verbundene Armut geschieht in der Stadt meist anonym und im Verborgenen.

Wenn Menschen immer umfassender auswählen können aus einem großen Topf an Kultur- und Sinnangeboten, verlieren die kirchlichen Angebote ihre Vorrangstellung. Die Kirche konkurriert mit anderen Sinnanbietern. Sie muss um die Töpfe der finanziellen Förderung kämpfen und sich in Wettbewerb begeben um ihre Präsenz in den Medien.

Auch in Stuttgart führt wie in anderen Großstädten die Möglichkeit, sich religiöse Bindungen individuell aussuchen zu können, zu einer bisher nie da gewesenen Konkurrenz aller möglichen Sinnanbieter nicht nur im christlichen Raum.

Die zunehmende Säkularisation hat nicht nur Konsequenzen für die Akzeptanz kirchlicher Verkündigung und Angebote, sondern auch für kirchliche Inhalte:

Ich denke an den Rückgang des religiösen Grundwissens und den Abbruch der christlichen Erzähl- Bildungs- und Wertetradition. Kirche in der Großstadt braucht neue missionarische Kompetenzen und neue Verkündigungsformen.

All diese Probleme potenzieren sich gegenseitig. Kirche muss immer schneller und immer häufiger reagieren. Gleichzeitig erwartet man von ihr ruhige, fast heitere Gelassenheit und die Verlässlichkeit von Traditionen, die Heimat geben können. Sie muss Angebote zur Entschleunigung machen, nachbarschaftliche Beziehungen aufbauen und der Bevölkerung „anfassbar“ begegnen.

Das ist nur durch kleinräumige Angebote auf Gemeindeebene zu verwirklichen, aber es ist wichtig, diese Angebote zu vernetzen, damit die einzelnen Gemeinden sich nicht bis über die Grenzen hinaus verausgaben und ausbluten.

Für Kirchengemeinden in der Großstadt ist es lebensnotwendig, dass sie nicht nur (hoffentlich in aller Freundschaft) Niveau fördernd konkurrieren, sondern kooperieren und in ihrer Arbeit einzelne Schwerpunkte bilden. Die meist hervorragenden Verkehrsverbindungen der Großstadt und die vergleichsweise große Mobilität ihrer Bewohner sind ein hohes Kapital für die Arbeit der einzelnen Kirchengemeinden, und sie machen eine Vernetzung und einen „Wildwechsel“ möglich, von dem das Land nur träumen kann.

In dem ganzen Umfeld städtischer Probleme und Chancen ist Kirche gefragt und bietet in Stuttgart auch einiges an:

Ich denke an die Arbeit der Evangelischen Gesellschaft, die für die gesamte Bandbreite typisch städtischer Probleme Hilfsangebote hat.

Und ich denke an die enorme Präsenz der Citykirchen.

Innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg haben sich verschiedene Innenstadtgemeinden der Städte Stuttgart, Esslingen, Heilbronn, Ludwigsburg, Reutlin-

gen, Tübingen und Ulm zu einem „Netzwerk Citykirchen“ zusammengeschlossen, um städtisch geprägte und städtisch orientierte Menschen durch spezielle Angebote erreichen zu können.

Wie Sie wissen, gehören dazu neben offenen Kirchen Themengottesdienste, die Vesperkirchenarbeit, psychologische und seelsorgerliche Schwerpunkte, Heilungsgottesdienste, Bildpredigten, Kirchennächte, besondere Konzerte und musikalische Veranstaltungen sowie Kunstausstellungen im Kirchenraum.

Ich denke besonders an die Arbeit der Leonhardskirche, wo ein Heer von über 1000 Freiwilligen unter der Leitung von Diakoniefarrer Martin Friz ein jährlich wiederkehrendes Zuhause für Obdachlose und Benachteiligte aus der gesamten Region Stuttgart schafft und während der Wintermonate auch für ärztliche Versorgung, einen kostenlosen Haarschnitt und ein regelmäßiges Kulturprogramm sorgt. Damit hat die Vesperkirche Pionierarbeit für ganz Deutschland geleistet, und sie hat verdient in diesem Jahr den Hans-Peter-Stihl-Preis erhalten.

Hier wird etwas angeboten, das im wahrsten Sinn des Wortes unübersehbar ist. Was im 10. oder 11. Jahrhundert mit einer Dorfkirche begann, ist heute als Stiftskirche das Wahrzeichen von Stuttgart.

Kirche wird wahrgenommen in Stuttgart.

Und ich habe nur wenige markante Beispiele eines riesigen kirchlichen Angebotes genannt. Würde ich alles aufzählen, der Vortrag würde kein Ende nehmen.

Wenn die Kirche heute in Stuttgart eine Immobilie aufgibt, löst dies nicht nur innerkirchlich eine enorme Reaktion aus.

Stuttgarter Kirchen haben einen Schaufenstercharakter. Hier vor Ort prägen sie das Bild, das die Öffentlichkeit von der Kirche hat.

Und deshalb werbe ich für die Kirche am Wegrand mitten in der Großstadt. Ich werbe für eine Kirche zwischen Großbank und Einkaufsmarkt, die nichts verkaufen will und keine Schnäppchen verhökert. Ich werbe für eine Kirche, die ruhig und unaufgeregt und mit der nötigen Prise Humor einen Ort anbieten kann, in dem, wenigstens für einen Moment, das was draußen zählt, nicht mehr gilt: Weder Kommerz noch Termine, son-

dern Ruhe, Frieden und die Suche nach einem tieferen Sinn und nach Gottes unendlicher Barmherzigkeit.

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg weiß um den besonderen Charakter und die besondere Herausforderung von Kirche in Stuttgart. Sie hat dies wahrzunehmen und den Kirchenkreis Stuttgart, die Kirchengemeinden und Bezirke zu ermutigen und zu begleiten bei der Bewältigung der hier gestellten Aufgaben.

Dies kann, wie wir gehört haben, nicht durch ein Hereinspiegeln übriger landeskirchlicher Rezepte geschehen, sondern Stuttgart ist ein ganz eigener Resonanzraum des Evangeliums.

Hier müssen neue Ansätze beweglicher missionarischer Jugend/Bildungsarbeit (Jugendkirche) kooperieren

- mit den Beheimatungskonzepten von Kirche in der Nachbarschaft bis hin zu den Kultur- und Bildungsangeboten einer anspruchsvollen Bildungsarbeit (Hospitalhof)
-
- mit einer großen, gediegenen kirchenmusikalischen Arbeit, die hin und wieder mit Eventcharakter hat: Da geht man hin
-
- mit der hingebungsvollen diakonisch-sozialen Arbeit in der Großstadt

und dies alles muss mit einer repräsentativ City-Kirchenarbeit vernetzt und gestaltet werden.

Das ist ziemlich viel auf engem Raum.

Stuttgart ist Landeshauptstadt, Sitz wichtiger politischer, sozialer, gesellschaftlicher Institutionen und auch Sitz der Kirchenleitung und des Landesbischofs.

Deshalb hat und muss die Landeskirche ein besonderes Interesse an der Arbeit der Evangelischen Kirche in Stuttgart haben. Nicht um gute, evangelische Prinzipien von Kirche vor Ort, Selbstverantwortung und Organisation zu unterlaufen, sondern um Anteil

zu nehmen und sich des „Stellvertreter-Charakters“ dieser Arbeit für die ganze Landeskirche bewusst sein.

Wie Sie wissen, war ich prüfend daran interessiert, dieser Erkenntnis auch in Fragen der baulichen Präsenz von Kirche in Stuttgart Ausdruck zu geben.

Ich halte es für bedeutsam, dass hier Gesamtkirchengemeinde, freier Verein und Landeskirche an einem Tisch gesessen haben. Auch wenn wir nicht mit einem gemeinsamen Ergebnis aufgestanden sind, hat sich für mich darin eines gezeigt:

Wir brauchen noch zielgerichtetere Kommunikation und Beratungs-, Entscheidungsstrukturen, um manche dieser Herausforderungen bewältigen zu können.

Die Landeskirche hat hier in den vergangenen Jahren mit der Hinzufügung von drei Stellen in den Pastoralaufgaben ihre Unterstützung zeigen wollen.

Ich selbst möchte, dass Landeskirche und Kirchenkreis Stuttgart in den kommenden Jahren in enger Bezogenheit an den Aufgaben arbeiten. Wir können uns keine falschen Hemmnisse leisten.

Das Evangelium muss unter die Menschen. Evangelische Kirche lässt sich auch in den Veränderungen dieser Zeit nicht in Nischen oder Milieus abdrängen, sondern geht in diese städtische Welt, in ihre City-Kirche, in ihre Beratungszentren, in ihre Gemeinden und diakonischen Einrichtungen, in die Events dieser Stadt, in die Schulen und sagt:

Wir sind da!

Wir begleiten euch!

Wir reden von dem, was dem Leben Sinn, Halt und Mitte gibt.

Das Evangelium ist unsere Mitte und deshalb haben wir eine große Weite als Zeugen von Gottes Barmherzigkeit.